Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hochverdienten Begründers der Zeitschrift beginnen muß. Er entstammt der feinfühligen Feder des Herausgebers und Freundes des Verblichenen und enthält eine tiefsinnige Würdigung der Bedeutung Strohls für die biologiegeschichtliche Forschung. Auch ein stiller Gönner und Initiant A. C. Klebs, der Medizinhistoriker in Nyon, ist nicht mehr unter den Lebenden und erhält im gleichen Heft die gebührende Würdigung seiner Verdienste um die medizingeschichtliche Forschung in der Schweiz. Weitere Artikel sind: „Der Rebbau im antiken Griechenland", von G. Senn, „Einiges aus der Praxis von Galen", von E. Wölfflin, „Ein Pseudo-Apuleiusfragment in einer Zürcher Handschrift", von G. Goldschmidt, „Gallilée et le problème du temps", von R. Wavre, „Dr. med. et phil. Andreas Ruinella (1555—1620), ein wenig bekannter Bündner Humanist", von H. Bueß. Zwei kürzere Abhandlungen schließlich des Herausgebers über Vesal und Lavoisier mögen einen Begriff von der Vielgestaltigkeit der Zeitschrift geben, deren Abonnement allen Interessenten aufs wärmste empfohlen sei schon deswegen, weil sie damit schweizerische Forschertätigkeit tatkräftig unterstützen.

G. A. Wehrli.

Bücher Rundschau

Geschichte

Schweizergeschichte für Jedermann

Die einbändige Schweizergeschichte von Schib reiht sich neben andere ähnliche Unternehmen [1]). Trotzdem kann man nicht sagen, daß ein neuer Versuch, das ganze schweizergeschichtliche Thema in gedrängter Form zu meistern, überflüssig wäre. Eine allseits befriedigende, wissenschaftlich fundierte und zugleich volkstümliche Schweizergeschichte aus neuerer Zeit fehlt noch. Der Bewältigung dieser Aufgabe stellen sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen, und nicht die kleinste liegt in der gedrängten Form.

Sie verlangt weitgehende Kürzung und Vereinfachung. Richtiges Vereinfachen aber ist eine Kunst. Diese beherrscht Schib. Volle Anerkennung verdient sie besonders für das Mittelalter, wo sie recht schwierig zu handhaben ist. Es braucht dazu nicht nur Vertrautheit mit dem Stoff, sondern auch mit quellenkritischer Arbeit. Daß trotzdem auch neueste Forschung verwendet wurde, ist erfreulich. Die Behandlung der Neuzeit ist in dieser Beziehung nicht überall gleich gut gelungen.

Geschickt sind die Überleitungen, die das Bild der Entwicklung vermitteln. Durch Hinweise werden sodann die allgemeinen Zusammenhänge angedeutet; nur fragt es sich, ob sie dem historisch weniger gebildeten Leser überall verständlich sind.

Wohltuend wirkt sodann, daß keine Gegenwartsfragen der Vergangenheit aufgezwungen werden, noch zeitbedingter Geschichtsruhm verkündet wird, und der Verfasser, ohne seinen persönlichen Standpunkt zu verleugnen, auf jeder Seite Historiker bleibt.

Dem knappen Umfang des Buches ist allerdings manches zum Opfer gefallen, das man ungern mißt. So sind der Schwabenkrieg und die Mailänderfeldzüge mehr nur erwähnt als dargestellt, was als Mangel empfunden wird. Auch der Bauernkrieg von 1643 befriedigt nicht vollauf. Im einzelnen kann man sich natürlich über Abstriche und Ausweitungen in einem solchen Buche streiten. Aber gelegentlich ist doch etwas weggeblieben, das der Verfasser bei weiterm Ausreifenlassen kaum weggelassen hätte. So wird z. B. die Bedeutung des Zürcher Bündnisses mit Österreich im Alten Zürichkrieg nicht deutlich genug, wenn die Rückgabe der Grafschaft Kyburg,

[1]) Karl Schib: Illustrierte Schweizergeschichte für Jedermann. Orell Füßli, Zürich 1944.

d. h. des größten Teiles des damaligen Territoriums, an Österreich nicht erwähnt wird. Die Wiedergewinnung ist übrigens vermerkt, aber mit falschem Datum 1458 statt 1452.

Unrichtig ist die Behauptung, die Oekonomen des 18. Jahrhunderts hätten die Steigerung des Getreidebaues gefordert, um der Abhängigkeit vom Ausland zu begegnen. Im Zürcher Gebiet z. B. war eine weitere Ausdehnung kaum noch möglich. Die Bauern klagten vielmehr über Futtermangel und zu kleine Wiesflächen, was die Stallfütterung verunmöglichte. Die Nutzbarmachung des Allmend- und Weidelandes sollte nicht dem Ackerbau, sondern dem Kleeanbau und der Einführung der Kartoffel dienen.

Wenn wir das Buch von Schib mit der einbändigen Schweizergeschichte von Ernst Fischer (Schaffhausen 1937) vergleichen, fällt die bessere Herausarbeitung der Zusammenhänge und manche geschickte Formulierung auf. Dagegen fehlt bei Schib die dort vorhandene abgerundete Darstellung von Ereignissen. Das war nun allerdings bei einem Umfang, der nicht einmal die Hälfte des Fischerschen Werkes ausmacht, kaum möglich. Damit stellt sich die Frage, inwieweit eine Schweizergeschichte von gut 200 Seiten, die nicht Handbuchform hat, ihren Zweck erfüllen kann. Als Volksbuch wird sie weitgehend befriedigen mit der Einschränkung, daß breitere Darstellungen bedeutender Ereignisse gerade vom Laien gefordert werden. Als Schulbuch wird Schib zwar gute Dienste leisten und die Vertiefung des Verständnisses fördern, doch bleibt das gebotene Tatsachenmaterial wohl hinter dem zurück, das man einem Mittelschüler billigerweise zumuten darf.

Wir möchten daher zwei Wünsche anmelden: Eine angemessene Erweiterung und in gewissen Teilen eine durch längeres Ausreifen verbesserte Ausgeglichenheit. Eine Reihe unliebsamer Versehen wäre sodann auszumerzen.

Paul Kläui.

Die Basler Rheinschiffahrt

Das 140 Seiten starke Werk, eine anregende, reich illustrierte Chronik der Basler Rheinschiffahrt, ist eine Neuauflage einer ersten, im Jahr 1918 im Basler Neujahrsblatt erschienenen Abhandlung des gleichen Verfassers, die aber seit Jahren vergriffen war. Die Basler Vereinigung für schweizerische Schiffahrt gibt das alte Buch in neuem Gewand als erstes in ihrer Schriftenreihe heraus [1]).

Es führt uns mit plastischer Anschaulichkeit die Bedeutung des Rheins als Mittler eines lebhaften Handels und Verkehrs zwischen Basel, bzw. auch den Oberliegern an dem grünen, lebhaften Strom und den Städten unterhalb Basels, wie Straßburg, Mainz, Koblenz, Köln und Rotterdam, vor Augen. Schon in der Koblenzer Zollordnung vom Jahre 1209 werden die baslerischen Rheinschiffe erwähnt. Der Chronist berichtet uns getreulich über die Zustände in der Frühzeit dieses Verkehrsmittels und zeigt seine weitere Entwicklung bis in die Neuzeit auf. Die Schilderung der damit parallel gehenden Geschichte der Basler Schiffsleutenzunft, die Charakterisierung der Zunftgenossen und ihrer Beziehungen zur Obrigkeit und zu ihren Mitbürgern bilden eine reiche Fundgrube für jeden, der sich über den Einfluß des Zunftwesens auf den baslerischen Handel und Verkehr orientieren möchte.

Aber auch der Schiffahrtsinteressent und moderne Verkehrsfachmann werden diese Abhandlung mit großem Gewinn lesen, ist sie doch weit entfernt von einer trockenen, technischen Schilderung der Rheinschiffahrt vergangener Jahrhunderte. Überall stoßen wir auf den frisch zugreifenden Menschen, der uns mit all seinen Vorzügen, aber auch seinen kleinen Schwächen und seinem oft krassen Egoismus lebenswahr entgegentritt.

Daneben finden wir in dieser Geschichte der Basler Rheinschiffahrt eine Fülle von Anregungen, die angesichts der heutigen Bestrebungen, der schweizerischen Binnenschiffahrt einen neuen Impuls zu geben, von höchstem Interesse sind. Es wäre wirklich zu wünschen, daß wir modernen Menschen wieder etwas mehr auf geschichtliche Quellen zurückgreifen und alte Erfahrungen etwas mehr beherzigen würden. Wenn man sich in die vorliegende Chronik vertieft, wird man gewahr,

---

[1]) Paul Koelner: Die Basler Rheinschiffahrt vom Mittelalter zur Neuzeit. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944.

daß so manchem Schlagwort, das im Kampf um die Meisterung der heutigen Verkehrsprobleme eine Rolle spielt, nur bedingt zugestimmt werden kann; daß weiter die heutigen Schwierigkeiten nicht neu sind und nur die Fronten etwas gewechselt haben. War bis zum Auftauchen des ersten Rheindampfers in Basel, d. i. am 28. Juli 1832, ein ständiger Kampf zu fechten für die Offenhaltung einer einigermaßen sicheren Fahrrinne, ein ständiger Kampf zu führen gegen die, trotz aller in regionalen und europäischen Konferenzen gefaßten Beschlüsse über die Abgabenfreiheit der Rheinschiffahrt immer wieder neu eingeführten Schiffahrtsabgaben und Warenzölle, ein Kampf gegen die Konkurrenz anderer schiffahrtstreibender Städte und Gesellschaften, ein Kampf gegen die Konkurrenz auf der Landstraße und schließendlich auf den Bahnen, so sind heute die Haupthindernisse für einen weiteren Ausbau der Binnen-Schiffahrt nicht zuletzt in der nur langsamen Entwicklung des Kraftwerkbaues, der allein wirtschaftlich günstige Fahrverhältnisse auf unseren schweizerischen Flüssen zu schaffen vermag, zu suchen. Die Verhaftung gewisser Schiffahrtskreise an rein regionales statt nationales Denken, ohne das ein solch großes Verkehrsproblem kaum gelöst werden kann, die Furcht der heutigen Mittler des Verkehrs, also der Bahnen und des Automobils, daß ein Teil der von ihnen bisher beförderten Frachten wieder auf die Wasserwege abwandern könnte und schließlich die heutigen politischen Verhältnisse Europas, die übernationale Abmachungen zur Öffnung abgabenfreier internationaler Binnenwasserstraßen erschweren, all diese Umstände bilden ein schweres Hindernis für die Wiederbelebung der Rheinwasserstraße oberhalb Basel, und es wird noch unendlicher Kleinarbeit bedürfen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Aber der Einsatz ist dieses Zieles wert, und nicht zuletzt die lebensnahe Chronik von Paul Koelner lehrt uns, daß Hindernisse da sind, um überwunden zu werden und daß das Sichmühen ganzer Geschlechter für diese Idee schließendlich doch noch von Erfolg gekrönt war. Dafür zeugen die imposanten Umschlagsziffern in den Basler Rheinhäfen vor dem Krieg.

Wenn wir die wertvollen Lehren aus der uns vom Verfasser der besprochenen Chronik so nahe gebrachten Geschichte der Basler Rheinschiffahrt beherzigen, werden wir uns manche Enttäuschung sparen und das auch unserer Generation gestellte Ziel des Weiterausbaues unserer großen Flüsse zu nationalen Binnenwasser von internationaler Bedeutung klarer verfolgen können.

H. Blattner.

Literatur

Neuauflagen altertumswissenschaftlicher Werke

Das 1933 beim erstmaligen Erscheinen warm begrüßte Buch von Karl Reinhardt über Sophokles erlebt eine zweite Auflage[1]). Es bewährt sich, im Textteil kaum verändert, nur im Anmerkungsanhang sich mit seither auftauchenden Problemen auseinandersetzend, als ein packendes und wesentliches Werk. Es handelt ausschließlich von Sophokleischem, speziell vom sophokleischen Verhältnis zwischen Mensch und Gott und zwischen Mensch und Mensch: die gleiche Fragestellung, an einen andern der Tragiker, an Aeschylos oder Euripides, herangebracht, wäre unergiebig. Damit ist freilich gesagt, daß diese Darstellung nur bis in die Vorhöfe des „Tragischen" reicht, denn, so scheint es mir, müßte dieses eigentlich dominant sein, und alles andere ist Nebenwerk, auch das Verhältnis von Mensch und Gott. Dieses Wesentliche muß sich aber, in der Hauptsache gleich, bei allen Tragikern finden lassen. Andererseits ist es aber klar, daß der, der dieses allgemeine „Tragische" zu finden wüßte, dafür das Gesicht für das Individuelle, also in unserm Fall für das spezifisch Sophokleische verlöre oder es sich auf alle Fälle stark verkürzen lassen müßte: auch er wäre damit auch nur ein Teillöser. Der Weg Reinhardts führt demnach sicher zu einem Ziel, d. h. er erschließt Neuland und enthüllt einen bestimmten Teil des sophokleischen Geheimnisses.

Eine kuriose Beobachtung sei noch erwähnt, die voraussichtlich in den letzten Jahren mancher Philologe gemacht hat. Fast ununterbrochen, im Textteil mehr verhüllt, in den Anmerkungen offen, setzt sich Reinhardt mit Wilamowitz auseinander.

---

[1]) Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1943.

Oft begreift man kaum mehr, warum: so sehr befangen, so sehr wilhelminisch und 19. Jahrhundert kommt einem jetzt das vor, wogegen polemisiert wird. Dadurch wird einem bewußt, welche geradezu legendäre Macht einmal für den Philologen Wilamowitz bedeutet hat. Verständlich für jeden, der die zwingende Gewalt dieser wissenschaftlichen Persönlichkeit miterlebt hat, für die Jüngern aber kaum mehr verständlich, weil so vieles in seinem Werk willkürlich, prätentiös, vergänglich erscheint. Und doch hat die ganze Gelehrtengeneration, zu der Karl Reinhardt als einer der Fähigsten gehört, ihr eigenes wissenschaftliches Denken nur in ständiger Auseinandersetzung mit Wilamowitz durchzusetzen gewagt, und zwar nicht aus äußerer Furcht, sondern aus der innerlichsten Überzeugung heraus, daß Wilamowitz alles Entscheidende eigentlich gesagt habe. Durch diese ständige Rücksichtnahme auf die Meinungen eines andern wird, wie dies fast unvermeidlich ist, die Zielsicherheit und Reinheit der Gedanken wesentlich beeinträchtigt. Alle philologischen Bücher dieser Generation haben diese Unruhe in sich, und alle Philologen tragen die Wundmale dieses Kampfes an sich. Von einem solchen Phänomen haben andere Geisteswissenschaften kaum eine Vorstellung.

Neben diesem trotz allem in sich selbst ruhenden und sicheren Buch wirkt die unrastige Zeitgebundenheit einer andern Neuauflage geradezu unheimlich. Fritz Taegers Alkibiades[1]), 1925 als das Werk eines Dreißigjährigen mitten heraus aus „der brennenden Not des damaligen völkischen Lebens und aus meinen eigenen Mühen, im Chaos einen festen Platz zu finden" erwachsen, wird es von dem ältern Mann vom „ersten bis zum letzten Worte neugeschrieben". Der Verfasser kann aber nicht aus seiner Haut: Geschichte wird ihm nur durch Gegenwartserlebnis lebendig. Es ist das ein nicht seltener, eventuell großartiger, aber sicherlich immer gefährdeter und gefährlicher Forschertypus. Auf alle Fälle wird er größere Mühe haben — ob zu recht oder zu unrecht, sei dahingestellt — sich das Vertrauen des Lesers zu gewinnen, wozu auch die sehr viel größere Gelehrsamkeit, die unser Verfasser seit der Erstauflage sich erworben hat, nicht entscheidend beiträgt.

Ernst Howald.

Der arme Heinrich

Wohl kein Werk mittelhochdeutscher Zeit ist von so „edler Einfalt und stiller Größe", von so schlichter künstlerischer und seelischer Klarheit erfüllt wie „Der arme Heinrich" des aus dem südschwäbisch-schweizerischen Kulturraum stammenden Dichters Hartmann von Aue*). Die kristallene Durchsichtigkeit der Sprache, die eindrücklichen Bilder und die feine Beobachtung der seelischen Wandlungen haben kaum von ihrem Glanz verloren, auch deshalb nicht, weil das Grundmotiv des Werkleins, das Problem des letzten Opfers der Liebe, ein ewig menschliches ist.

Daß in dieser dürftigen Zeit, da mittelhochdeutsche Texte so schwer erhältlich geworden sind, der Verlag eine schweizerische Neuausgabe besorgt hat, ist sehr verdienstlich, umsomehr als der Herausgeber für eine hervorragende Qualität des Textes bürgt. Ranke verzichtet zwar auf einen eigentlichen „Apparat", offenbar weil er den Rahmen der Sammlung gesprengt hätte; allein die wenigen Anmerkungen zeigen schon, mit welch' überlegenem Urteil er ans Werk gegangen ist. Die vorgedruckte Übertragung Grimms — ich hätte sie allerdings lieber hinter dem Text gesehen — verdient mit ihrem schlichten und einfachen Hausmärchenton die Bezeichnung einer selbständigen Prosa-Nachdichtung. Ob indes Hartmann von Aue wirklich vom Burgstall Wespersbühl in Alten bei Andelfingen stammt und ein Lehensmann derer von Eglisau war, und ob wir ihn damit, wie es die konstanzisch-zürcherische Tradition will, für die Schweiz in Anspruch nehmen dürfen, das ist, wie der Herausgeber mit Recht betont, für die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert nicht von entscheidender Bedeutung, da der Rhein noch keine Nationen trennte und der christliche Ritter noch überall wahrhaft europäisches Gepräge hatte**). Sekundär

[1]) Bruckmann, München 1943.

*) Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Übertragung von Wilhelm Grimm, herausgegeben von Friedrich Ranke. Schwabe, Basel 1943.

**) Vgl. hiezu Besprechungen Juli/Augustheft 1939, S. 332/333 und Januarheft 1940, S. 335/336. Die Schriftleitung.

ist auch die Suche nach den Quellen, da erst Hartmann aus dem Stoff ein wahrhaftes Seelengemälde gestaltete: „Hartmanns Prägekraft erst schuf die Gestalten des armen Heinrich und seiner lieblichen Retterin, lebensvoll und zeitlos gültig zugleich." Immerhin scheint mir wichtig, an dieser Stelle einmal darauf hinzuweisen, daß die Quelle zum Motiv der Heilung eines Aussätzigen durch die Opferbereitschaft seiner Geliebten nicht erst christlich ist, sondern wohl zurückgeht auf den Mythos von Admet und Alkestis, wie er etwa im euripideischen Drama dargestellt wird. Welche Zwischenglieder die Tradition auch aufgewiesen haben mag, der Grundzug, daß die Geliebte als Einzige auf der Welt bereit ist, ihr Leben für das ihres leidenden Herrn dahinzugeben und die Anerkennung dieser Bereitschaft durch die Gottheit, die auf das schließliche Opfer verzichtet, hat sich bis in das Milieu des christlichen Ritters und des einfachen Meierstöchterchens erhalten, hier allerdings wundervoll sublimiert, indem das Reifen der beiden Menschen zur letzten Selbstentäußerung und Heinrichs Erkenntnis von der wahren Größe des Opfers mit unnachahmlicher Eindrücklichkeit gestaltet werden.

Karl Fehr.

„Ackermann aus Böhmen"

Seit den umfänglichen und groß aufgezogenen Forschungen Konrad Burdachs und seiner Mitarbeiter galt das berühmte Streitgespräch des böhmischen Ackermanns mit dem Tod als das einzigartige Dokument einer frühen deutschen Renaissance, in dessen machtvoller Prosa sich ein erster Aufstand des modernen Lebens und Erlebens gegen die Mächte des Mittelalters ereignet, aus dem Geist einerseits der petrarkischen Renaissance, anderseits böhmischer Laienfrömmigkeit im Gefolge von Wiclif und Hus. Inzwischen wandte sich aber der Berliner Ordinarius Arthur Hübner gegen Burdachs „papierene Mauer", um mit guten Gründen den „Ackermann" als ein rhetorisch-manieristisches Scheingefecht typisch spätmittelalterlichen Geistes darzutun, als Meistersingerwerk, dessen Formkunst sich nur äußerlich-formal u. a. am humanistisch-italienischen Vorbild orientiert. Die Kontroverse ist offensichtlich ein Ausschnitt aus dem unfruchtbaren Streit um die Datierung epochaler Neuanfänge, speziell der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit, die allenthalben, in Reaktion gegen Jacob Burckhardts allzu eindeutige Kategorien, von der Forschung wieder verwischt worden ist. Hier spitzt sich die Frage zu als ein literarisches Interpretationsproblem: Wie gehen die formalen und die inhaltlichen Elemente zusammen, wie sind ererbte Manier und originales „Erlebnis" bestimmbar, wie weit steht der Dichter hinter seinen Geschöpfen? Gilt das unzweifelhafte Erlebnis (der Tod der jungen Margareta am 1. August 1400) — oder gilt die Aussage des lateinischen Widmungsbriefs, der das Streitgespräch als bloßes stilistisches Experiment darstellt? Das Problem ist zweifellos, jenseits solcher Einzelaspekte die künstlerische Ganzheit des Werks zu verstehen. Die vorliegende Studie von Renée Brand[1]) verzichtet auf eine Diskussion der biographischen und geistesgeschichtlichen Argumente, um durch genaues Nachspüren der inneren Entwicklung des Dialogs und der Dialogpartner den Sinn der Dichtung zu bestimmen. Diese Aufgabe ist sauber gestellt und klar begrenzt, und sie wird vorbildlich klar gelöst. Das Ergebnis kann zum vornherein nur irgendwo in der Mitte zwischen Burdach und Hübner liegen: Es findet kein tragischer Aufstand des modernen Menschen und kein Streit um die Wahrheit statt. Der Dichter steht von Anfang an hinter der Argumentation des Todes, den rhetorisch protestierenden Ackermann aber läßt er sich langsam wandeln zur Anerkennung des Weltgesetzes und zur gläubigen Hinnahme des göttlichen Willens. Neuzeitlich wäre also, daß im Ackermann das individuelle Problem auf Grund einer konkreten Erfahrung gesehen und gestellt ist, mittelalterlich aber bleibt die Lösung, die aus einer noch unerschütterten Sicherheit gegeben wird. Als äußerer Anstoß zur Entbindung dieser inneren Kräfte mußte der Wille hinzutreten, im Sinn des Widmungsbriefs ein stilistisches Kunstwerk zu verfertigen.

Max Wehrli.

---

[1]) Renée Brand: Zur Interpretation des „Ackermann aus Böhmen". Schwabe, Basel 1944. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Heft 1.)

Vom Reisen

Zur Zeit Eichendorffs hieß es: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. Heute besteht die wahre Gunst darin, zu Hause, in der Schweiz bleiben zu dürfen, aber im Geiste zu wandern, geleitet von der alle Tiefen und Höhen, Engen und Weiten kennenden Führerin. Mit Frau H. A. Burckhardt reisen wir ohne Enttäuschungen durch die Räume und Zeiten und erleben diese wichtigsten Anschauungsformen menschlichen Geistes, deren Gehalt sich wandelt je nach der Erfahrungsfähigkeit[1]). Vielen bedeutet das Reisen Glück und Lebensbereicherung, andern war es Zwang, Mühe und vergeblicher Kampf gegen Langweile und innere Öde. Es gibt Forschungs-, Pilger-, Geschäfts-, Schul-, Hochzeits-, Erholungsreisen; ja das ganze Leben ist eine Reise von der Wiege zum Sarg — ein uralter Vergleich, doch für jeden, der diesen Zeugnissen folgt, gewinnt er neuen Sinn. Im Beresina-Lied, mit dem die Sammlung schließt, heißt es, das Leben gleiche der Reise eines Wanderers in der Nacht. Und das drittletzte Zeugnis, aus dem „Journal" Julien Greens, meint, „daß schließlich der Tod das schönste aller fernen Länder ist". Neben tiefsinnigen Stimmen finden sich schwärmerische, zweifelnde, witzige, vielleicht auch zum Widerspruch reizende. Doch hier kann man — was auf dem Verdeck unseres Lebensschiffes versagt ist, und führe man erster Klasse — die Mitfahrer wählen. Verstehst Du Dich gut mit einem Romantiker, so laß' höflich den Realisten stehen; wende die Seiten, um sie in anderer Stimmung zu lesen. Soll ich mit einem Freund wolkenlosen Himmels streiten, weil ich den bewölkten weit vorziehe? Das überreiche Buch birgt beste Gesellschaft für jede Stunde, auch für müde und traurige; sogar wer allein reisen möchte, findet in ihm gleichgesinnte Kameraden.

H. A. Burckhardt täuscht sich bescheiden, wenn sie im Vorwort meint, ein lesender Liebhaber habe diese Sammlung angelegt, „der im Zufall der Begegnung festhielt, was ihm gefiel". Ihre wohlabgewogene Blütenlese gibt nicht einen von zerstreutem Spaziergänger am Straßenrand abgerissenen staubigen und zerzausten, bald verwelkenden Strauß, vielmehr den von erfahrener Gärtnerin liebevoll gewundenen Kranz.

Sie schwankte, ob sie die jetzt in zeitlicher Reihenfolge angeordneten Stimmen nach thematischen Gesichtspunkten hätte ordnen sollen. „Es war verlockend, das, was beispielsweise Goethe, Schopenhauer und Jakob Burckhardt über ihre erste und ihre späteren Italienreisen aufzeichneten, zueinanderzufügen, oder etwa die Schilderungen des Wallis bei Senancour und Rilke oder auch das, was die Zeiten hindurch über Seereisen gesagt worden ist."

Hoffen wir, viele Leser seien so stark angeregt, daß sie sich selbst noch Zeugnisse sammeln, die für ihr engstes Lieblingsland nach einer Vollständigkeit streben, wie sie für das weltweite Gebiet des Buches nie möglich wäre. Goethe meinte in seiner Farbenlehre, „Jedes gute Buch versteht und genießt niemand, als wer es supplieren kann". Wer solche Ergänzung versucht, wird bald erkennen, wie schwer das Suchen und Sichten ist und welche feinsinnige Leistung Frau H. A. Burckhardt gelang. Möge ihrem Buch nicht nur der literarische Erfolg, sondern eine in die Tiefe gehende kulturelle Wirkung beschieden sein!

Um 1350 bestieg Petrarca in einem allerfrühesten Anflug neuzeitlichen Naturgefühls den Mont Ventour (Ventoux). Auf dem Gipfel faßt ihn unbestimmte Sehnsucht, und er will sich Trost und Rat im Bekenntnisbuch des Augustinus holen. Auf Geratewohl schlägt er es auf und findet als Orakel: „Da gehen die Menschen hin, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluten des Meeres, die Ströme, des Oceans Weiten und der Gestirne Bahnen — und verlieren dabei sich selbst." Erschreckt wandte sich Petrarca zum Abstieg. Wir aber suchen immer noch Berge und Meere, Wälder und Städte und wähnen, Sehnsucht zu verlieren und uns selbst zu finden.

Karl Alfons Meyer.

---

[1]) Helene A. Burckhardt: Vom Reisen. Zeugnisse aus allen Zeiten. Schwabe, Basel.

Walsers Gedichte

Das Jugendwerk Robert Walsers, „Gedichte", ist von Carl Seelig neu herausgegeben worden und mit einem klaren und geistreich formulierten Vorwort versehen[1]). Robert Walser ist ein viel zu wenig beachteter Dichter unserer Zeit, und doch gehört er, obgleich seine Jugendgedichte vor mehr als zwanzig Jahren entstanden, in seiner herrlichen Unbekümmertheit, in seiner gelegentlichen Schroffheit in unsere heutigste Zeit. Wer vermöchte dem jungen Walser nicht seine Schmerzen, seine Sehnsucht nach Schönheit und Frieden, seine innere Unruhe, seine quälerischen Fragen an das Schicksal nachzuempfinden? Und auch dieses sich Vergraben in schöne, tröstende Bilder, und dann wieder die Angst um die in Kummer verlorene Zeit, — jedes einzelne Gedicht könnte aus dem Munde unserer jetzigen Jugend stammen.

Wie mancher Gedichtband aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg ist dagegen schon überholt, fremd geworden, es sind Dokumente aufgewühlter Tage, aber Walsers Verse erscheinen uns ewig-menschlich; sie reden zwar auch vom Alltag und seinen Freuden und Leiden, aber ihre Wurzeln dringen tiefer als in den Augenblick.

Hat je eine Jugend, die von einem übermächtigen Weltgeschehen mitten im Vorwärtsschreiten aufgehalten, in ihre engsten Grenzen gebannt wurde und sich in ihrer Entwicklung gehindert sah, die Resignation treffender ausgedrückt?

Die Lampe ist noch da,
Der Tisch ist auch noch da,
Und ich bin noch im Zimmer,
Und meine Sehnsucht, ah,
Seufzt noch wie immer.
Feigheit, bist du noch da?
Und, Lüge, auch du?
Ich hör' ein dunkles Ja:
Das Unglück ist noch da,
Und ich bin noch im Zimmer
Wie immer.

Die sehr feinen, anmutigen und doch kräftigen Zeichnungen Karl Walsers, des Bruders des Dichters, begleiten den Text.

Mary Lavater-Sloman.

Der Wald und das Fort

Hauptperson des spannenden Buches ist Salathiel Albin, ein junger Engländer, der, als kleines Kind von einem Indianerhäuptling geraubt, im Urwald zum strammen, jungen Indianer heranwächst. Die „kleine Schildkröte" wird sich mit der Zeit ihrer weißen Abstammung bewußt und von einem Missionar unterrichtet. Im Einverständnis mit seinem Adoptivvater verläßt Salathiel seinen Indianerstamm und entkommt nach Fort Pitt. Hier zum Diener und Gehilfen des Kapitäns Ecuyer herangebildet, erlebt er die dramatischen Wochen der Belagerung und Befreiung und begleitet seinen Herrn auf abenteuerlichen Fahrten bis zur „Großstadt" Bedford. Der Ruf seiner verzweifelten Mutter „Komm heraus aus dem Wald" schlummert in seinem Unterbewußtsein, dieser gleiche Ruf packt ihn wieder, als er den großen Schritt in die neue Welt tut. —

Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß Kapitän Ecuyer und sein Chef, Oberst Bouquet, beides Schweizer Offiziere und historische Persönlichkeiten, als vollendete Soldaten und senkrechte Offiziere dargestellt sind, die in ihrem ganzen Tun und Handeln die besten Traditionen schweizerischer Offiziersehre verkörpern.

Es ist überaus interessant, zum Vergleich die Darstellung von Prof. Lätt „Schweizer Offiziere als Indianerkrieger und Instruktoren der englischen leichten Infanterie" heranzuziehen*). Wir entnehmen derselben, daß bei der Schilderung Ecuyers die dichterische Phantasie vielleicht manches gewandelt hat, die Skizzie-

---

[1]) Schwabe, Basel 1943.

*) Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft auf das Jahr 1933. Kommissionsverlag Beer & Co. Zürich.

rung Oberst Bouquets aber streng historisch ist. Er war der eigentliche Indianerbezwinger und der geistige Vater der britischen leichten Infanterie (S. 12). Die Schlacht von Bushy Run, in der Bouquet den Sieg davon trug, bedeutete nach Ansicht des Historikers Parkmann den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des nordamerikanischen Kontinents. (S. 25, vgl. hiezu Allen S. 155.)

Das Buch enthüllt den ganzen Zauber des unberührten Urwalds und entwirft Landschafts- und Szenenschilderungen von hohem poetischem Schwung.

Die Übersetzung ist im allgemeinen recht gut. Immerhin ist der eine oder andere Schnitzer zu verzeichnen, der sogar den Nebelspalter zur Kritik herausfordert.

Auf den giftigen Ausfall gegen die Mission (S. 223) würde man gerne verzichten, im übrigen kann das Buch warm empfohlen werden, und wir fragen uns mit Spannung, ob die in Aussicht gestellte Fortsetzung die bisherige Höhe einhalten wird [1]).

F. Rieter.

Mundartbücher

Die neueste Nummer der Zeitschrift „Schwyzerlüt"*) trägt den Untertitel „Schwyzer, läset Schwyzerdütsch!" — Man fragt sich unwillkürlich, ob eine derartige Aufforderung gegenwärtig, da unsere Mundartliteratur ohne Zweifel eine gewisse Hochkonjunktur erfährt, noch nötig sei? Darauf ist zu antworten, daß sich diese Konjunktur mehr nur auf das gehörte Mundartwort bezieht und viel weniger auf das geschriebene. Das Volk liebt die Mundartbühne erfreulicherweise in steigendem Maße, ebenso die Mundartvorlesungen. Dagegen macht ihm die Mundartlektüre Schwierigkeiten rein technischer Art, weshalb es immer noch lieber zu den schriftdeutschen Büchern greift. Zu diesen technischen Schwierigkeiten gesellt sich außerdem das Bedürfnis nach anderer Kost. So wie man zur Abwechslung anstelle der täglichen Rösti ganz gerne einmal ein italienisches Risotto oder einen englischen Porridge genießt, verlangt die literarische Neugierde auch mal ein Abenteuer auf hoher See oder im fernen Urwald. Das ist durchaus natürlich. Es wäre daher zu wünschen, wenn die Mundartdichter sich gelegentlich auch ein wenig nach neuen Stoffen umsähen. In bezug auf die Überwindung der technischen Schwierigkeiten des Mundartlesens verlangt der Herausgeber vermehrte Pflege der Mundart in der Volksschule. Damit preist er allerdings das allerwirksamste Heilmittel an, und es ist zu hoffen, daß davon ein vermehrter Gebrauch gemacht wird. Indessen machen die Lehrer nicht ganz mit Unrecht geltend, daß der Lehrplan die Erlernung des Schriftdeutschen vorschreibt. Das Schriftdeutsch aber stellt für den Volksschüler eine „Fremdsprache" dar, deren Aneignung sehr viel Zeit und Anstrengung beansprucht. Man weiß auch, wie schlecht es mit der Beherrschung des Deutschen bei uns bestellt ist. Das Berufsleben aber verlangt kategorisch den Anschluß an die deutsche Schriftsprache. Daher glauben wir, daß der Mundartliteratur auch fernerhin nur ein eng gesteckter Raum zur Verfügung bleiben wird.

Das sollte uns allerdings nicht daran hindern, diese Perle unseres völkischen und staatlichen Daseins zu hegen und zu pflegen wie einen Augapfel, denn die Mundart war von jeher und bleibt für alle Zukunft eine kostbare Schutzmarke unserer Eigenstaatlichkeit. Daher verdient das Unternehmen der Zeitschrift „Schwyzerlüt" hohe Anerkennung.

Das Heft enthält neben diesbezüglichen grundsätzlichen Erörterungen eine ziemlich erschöpfende Übersicht über die schweizerdeutsche Mundartliteratur nach Kantonen geordnet. Man ist sehr froh, dieses Nachschlagewerklein bei der Hand zu haben. Daß es gleichzeitig auch eine Kampfschrift für die gute Sache sein will, beweisen die am Schluß angebrachten Auseinandersetzungen mit wirklichen und vermeintlichen Feinden, wie z. B. dem Deutschschweizerischen Sprachverein. Ganz einig mit dem Herausgeber gehen wir dort, wo er darauf hinweist, daß die Mund-

---

[1]) Hervey Allen: Der Wald und das Fort. Steinberg, Zürich 1944.

*) Schwyzerlüt, Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte. Nr. 5—8 „Schwyzer, läset Schwyzerdütsch" (E chline Wägwyser dür üsi Mundarte). Herausgegeben von Dr. phil. G. Schmid, Fryburg.

art mit Hilfe eines Idiotikons nur archiviert, aber niemals gerettet werden kann, denn die Mundart muß in erster Linie gesprochen werden. Die Praxis in den Städten aber lehrt, daß sie schon tüchtig angefault ist.

Schade, daß sich ziemlich viele Druckfehler, aber auch Ungenauigkeiten eingeschlichen haben. Nur ein Beispiel: Der wirklich gut bekannte G. J. Kuhn heißt auf Seite 42 „J. G." und auf Seite 80 „Johann" (statt Jakob). Er war nicht „Lehrer und Pfarrer" von Rüderswil, sondern Pfarrer nacheinander von Sigriswil, Rüderswil und Burgdorf (hier am längsten) und nur zwischenhinein kurz Lehrer in Bern. Trotz solchen Schönheitsfehlern verdient das Büchlein aufmerksamste Beachtung und sollte in keiner Schulbibliothek fehlen. —

Aus der Sammlung „Der Schlüsselbund" liegt ein weiteres Mundartspiel, „Käthelis Lied" von Karl Stocker, in Simmenthaler-Deutsch vor [1]). Soll die bäuerliche Ortstradition oder die moderne Zivilisation das Feld behaupten oder nicht? ist darin die Frage. Unnötige Längen und allzu aufdringliche Tendenz schaden den vielen hübschen Details, die den Freunden des Trachtenwesens viel Vergnügen bereiten werden.

Adolf Schaer-Ris.

Die Entzauberung der Welt in der Schweizer Landschaftskunde

Eine interessante und sehr sorgfältige Arbeit führt auf ein Gebiet des schweizerischen Geisteslebens im 16.—18. Jahrhundert, das in einer historischen Gesamtbetrachtung dieser Zeit oft kaum berücksichtigt wird *). Wem Geschichte vor allem Reihen großer Namen, Ereignisse und Kriege bedeutet, dem wird dieser Abschnitt eidgenössischer Vergangenheit armselig genug vorkommen; er wird diesen Band mit Gewinn lesen.

Das Ziel der „Entzauberung" ist das „kausale Weltbild" (S. 9). Am Beispiel des von Aberglauben und Sagen umsponnenen Pilatussees zeigt der Verfasser, wie bei den verschiedenen landeskundlichen Berichterstattern der dunkle Bann langsam seine Schrecken verliert, aber erst durch das befreiende Experiment unzweideutig gebrochen wird. — Die Geographie wurzelt bei uns sicher tief in der Geschichte und mit dieser wiederum in der Sage. So beanspruchen in den ersten landeskundlichen Werken unseres Landes fragwürdige und wunderbare Begebenheiten großen Raum. Aber im 18. Jahrhundert werden nicht mehr unlösbare Rätsel wie bis anhin einfach registriert; man blickt sich nach Analogien um; die Rätsel sollen gelöst werden; man sucht „die Konstanten der Natur unseres Landes, die wesentlichen Züge, die natürlichen Gesetzmäßigkeiten" (S. 192).

Vor allem wird Joh. Jak. Scheuchzer (1672—1733) eingehend in seiner Beziehung zur „Entzauberung" dargestellt. Strenge, ernste Gläubigkeit erfüllt diesen Zürcher Gelehrten. Er sieht zunächst seine höchste Aufgabe darin, die Bibel naturwissenschaftlich zu glossieren. Doch ist Scheuchzers Horizont für seine Zeit weit, und seine Betrachtungsweise zeigt viel Mut und Willen zur Freiheit. Manches ahnt er in den wesentlichen Zügen richtig: er sieht in den Versteinerungen Spuren „der Sündflut" (S. 116); für ihn sind die „Eglisauer Erdbeben" richtig tektonische Vorgänge (S. 158); er zieht bereits überraschende Schlüsse in bezug auf die lokale Luftzirkulation am Walensee. — Scheuchzer und seinesgleichen (Josias Simler, Konr. Gesner, Cysat, Hs. Erh. Escher, Moritz Anton Kappeler, Joh. Georg Altmann) sind vom Geist moderner Naturwissenschafter beseelt; diese Forscher haben ihre großen Verdienste als Wegbereiter: sie haben den ihnen nachfolgenden Generationen von Gelehrten die endgültige Befreiung von jahrhundertealten Vorurteilen hinterlassen. Dadurch erst wird in der neuern Landeskunde die ruhige Forscherarbeit eines Osw. Heer und Escher von der Linth möglich. Die Hypothesen, die sich diesen Männern aufdrängten, verlangten allerdings eine wahrhaft freie und mutige Kritik.

Arnold Gubler.

---

[1]) Karl Stocker: Käthelis Lied, ein kleines Spiel für Trachtenleute in einem Aufzug. — Nr. 7 der Sammlung „Der Schlüsselbund", Francke Bern.

*) Hermann Alfred Schmid: Die Entzauberung der Welt in der Schweizer Landschaftskunde. Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ein Bergbuch

Es ist erfreulich, daß in den letzten Jahren die schweizerischen Verleger Bergbüchern Plätze eingeräumt haben, die sie verdienen. Zu diesen gehört der vorliegende 4. Band des Kreises der Schweizer Verleger [1]). Es ist ein Bergbuch, getragen von gesundem, einfachem Wesen. Größte und große, aber auch kleine Fahrten im Dauphiné-, im Montblancgebiet, im Wallis, in den Berner- und Urneralpen, in den Kreuzbergen, in den Dolomiten und im Wilden Kaiser schildert der Verfasser. Es sind Erstbesteigungen darunter. Der treue Weggefährte des Verfassers war Hans Lauper. Knapp drei Wochen, nachdem der Band in erster Auflage in den Druck gegangen war, raffte der Tod Lauper dahin.

Pliez hat einen Zug gemeinsam mit den Klassikern der Berge: Er sucht und liebt die Berge um der Berge willen. Er hat zwar schwere technische Aufgaben gelöst. Aber sie werden ihm nicht Selbstzweck. Er kleidet das in die einfachen Worte: „Bergsteigen war zu keiner Zeit eine plumpe Nützlichkeitsfreude. Immer war es durch starke seelische Impulse beherrscht und geleitet. Armseligen Geistes müßte derjenige sein, der nur körperliche Ertüchtigung und Schulung des Willens hinter ihm sehen wollte." Gut gewählte Bilder, vorwiegend aus der Kamera des Verfassers, sind eine schöne Beigabe zu dem Bande.

Karl Brunner.

Kunstbücher

Von der Kunst des Schauens

Der Verlag Fretz & Wasmuth A.G. in Zürich hat ein Buch über „Die Kunst des Schauens — Wie betrachtet man Bilder und Plastiken?" herausgebracht, das Matteo Marangoni, den Lehrer für Kunstgeschichte an der Universität Mailand, zum Verfasser hat. Es ist reich illustriert, und wenn man in der ersten Neugierde den Band rasch durchblättert und die Bilder an sich vorüberziehen läßt, wird man bald gewahr, welche Ziele der Verfasser mit seinem Buche erstrebt. Denn wir sehen da nichts von chronologischer Anordnung; es wird vielmehr versucht, zu zeigen, auf welche Weise verschiedene Epochen und verschiedene Künstler ein und dasselbe Thema behandelt haben. So treten uns eine ganze Reihe Madonnen der Gotik und der Renaissance entgegen, dann wieder Brustbilder der verschiedensten Zeitalter, Darstellungen des hl. Sebastian usw. Sehr instruktiv sind auch die vielen Reiterdarstellungen, die Phidias' Parthenonfries, Denkmälern des Mittelalters, der Renaissance, des Barock und selbst der neuesten Zeiten entnommen sind; auch die einander auf zwei Seiten gegenüber gestellten vier Bilder der Pietà von Crivelli, Cosimo Tura, Francia und Ercole Grandi (?) regen ohne weiteres zum Vergleichen an, schon bevor man einen Blick auf den Text geworfen hat. Fast ausschließlich die Malerei und die Plastik sind im Buche berücksichtigt; aber irgendwo entdeckt man auch ein Kapitel über Architektur, in dem erst Kuppeltürme, dann kirchliche Innenräume aus verschiedenen Epochen abgebildet sind.

Aus dieser Anordnung der Bilder erkennt man, daß das vorliegende Buch nicht gelehrte Kenntnisse vermitteln und auch nicht über neue Resultate und Probleme der Kunstwissenschaft orientieren will; es verfolgt ganz andere Zwecke. Es wendet sich vor allem an den kunstliebenden Laien, den der Verfasser dazu erziehen möchte, nicht nur auf den stofflichen Inhalt, sondern vor allem auf die künstlerische Form, d. h. auf die Art der Linien und Flächen, auf die Nuancen der Lichteffekte und der Farbentönungen zu achten, in denen das Temperament ganzer Epochen und einzelner Künstler Ausdruck gefunden hat. Daher betont der Verfasser immer wieder, daß es nicht auf das „Sujet" und die Naturähnlichkeit, nicht auf fehlerlose Wiedergabe von Normalformen und nicht auf die subjektiven Begriffe von „schön" und „häßlich" ankomme, sondern einzig auf die Art und Weise, wie der Künstler die Natur interpretiert und wiedergibt. Dabei wird stets an Hand von Beispielen auf eine Menge für den Betrachter von Kunstwerken Wissenswertes auf-

[1]) Samuel Pliez: Vom Montblanc zum Wilden Kaiser. Rentsch, Erlenbach 1944.

merksam gemacht: so z. B. auf die Tatsache, daß nicht alle Kunstwerke streng einheitlich seien und daß man sogar in Schöpfungen großer und berühmter Künstler etwa auf stilistische Mißklänge, gleichsam Fremdkörper (Inkohärenzen) stoßen könne, oder daß die künstlerische Entwicklung von unvollkommenen zu immer vollkommeneren Formen für die Beurteilung der Qualität nichts zu sagen habe und daß Werke primitiver Stufen oft sehr hohe künstlerische Potenzen enthalten können. In weiteren Kapiteln wird dann über „Schön und häßlich", „Anmut und Geziertheit", „Gefühl und Sentimentalität", „Dramatik", „Bewegung", „l'art pour l'art" „moderne Kunst" und anderes mehr gesprochen, und immer wieder stoßen wir auf anregende Gedanken, die in einer zwanglosen, gar nicht schulmeisterlich-dogmatischen Art vorgetragen werden. Mit allen Aussprüchen in einem so persönlichen Buche wird ja vielleicht nicht jeder einverstanden sein; so ist z. B. die strenge Scheidung zwischen Kunstgeschichte und Kunstkritik doch nicht ganz zutreffend, und manche Werturteile sind wirklich übertrieben, so wenn z. B. behauptet wird, daß kein Volk es verstanden habe, die menschliche Gestalt so zu vergeistigen wie die alten Ägypter. Aber solche Bücher, die zur fortwährenden Selbstbesinnung und etwa auch zum Widerspruch reizen, sind bekanntlich nicht die schlechtesten, und so kann man dem Verlag nur dankbar sein, daß er uns die Bekanntschaft dieses Buches, das in Italien während des Krieges bereits sechs Auflagen erlebte, vermittelt hat.

S. Guyer.

Wolfgang Adam Töpffer

Wenn Wolfgang Adam Töpffer heute wieder den ihm gebührenden Platz in der schweizerischen Kunstgeschichte einnimmt, so ist dies nicht zuletzt Oskar Reinhart zu danken, der dem Genfer Maler einen schönen Platz in seiner großartigen Sammlung eingeräumt hat. Deren Ausstellung in Bern und in Zürich bot Gelegenheit, den feinen Landschafter und humorvollen Schilderer ländlicher Szenen näher kennen zu lernen, und die Winterthurer genießen nun dieses Privilegium ständig. — Oskar Reinhart zeichnet auch als Herausgeber der „Schweizer Künstler", deren Reihe mit Töpffer eröffnet wurde. Fünfzehn ausgewählte Tafeln schmücken das Heft, zwei davon in Farben. Wir freuen uns da ganz besonders über die vortreffliche Wiedergabe der köstlichen „Musterung"[1]).

Der Text Walter Hugelshofers schildert uns in konzentriertester Form Genf im allgemeinen, das nach langer Dürre im 18. und 19. Jahrhundert als Kunststadt neu zum Leben erwachte, und läßt uns im besonderen Anteil an Leben und Schaffen des so sympathischen und liebenswerten Töpffer nehmen. Eine umfangreiche Abhandlung würde uns den geistvollen Genfer Meister nicht lebendiger vor Augen gestellt haben.

A.-M. Thormann.

Leopold Robert

Dieses von W. J. Guggenheim aus dem Französischen übersetzte „Künstlerleben der Romantik" schildert Leben und Tätigkeit des einst hochberühmten und dann während Jahrzehnten fast vergessenen Neuenburger Malers, der heute im Zeitalter der neu-romantischen „neuen Sachlichkeit" wieder interessiert*). Robert ist 1794 in Les Eplatures bei La Chaux-de-Fonds geboren und 1835 in Venedig freiwillig aus dem Leben geschieden. Er war ein Schüler von Jean Louis David und verbrachte die Hauptzeit seines Lebens in Rom, berühmt durch seine italienischen Volksszenen, vor allem solchen aus dem Leben süditalienischer Briganten, das er persönlich studierte. Viele dieser Bilder haben etwas Gestelltes, Theatralisches und Sentimentales, andere, darunter einige Porträts schöner Italienerinnen, aber auch die berühmte „Rückkehr von der Wallfahrt zur Madonna del Arco", sind von einer eigenartig gläsernen, abstrakten Vollkommenheit und zeigen, daß Robert doch mehr war als ein Konjunktur-Talent. Es wäre verdienstlich gewesen, wenn der Übersetzer die etwas zu breite Darstellung dieses Lebensromans stärker zusammenge-

[1]) Schweizer Künstler. Wolfgang Adam Töpffer. Niehans, Zürich.
) Dorette Berthoud: Leopold Robert. Rascher, Zürich 1944.

strichen hätte, auch so aber gibt das Buch einen interessanten Einblick in den Kunstbetrieb und das kulturelle Leben Italiens aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts, vor allem auch aus den Kreisen der exilierten Napoleoniden und der vornehmen Reisenden in Rom. Die Verfasserin konnte bisher unbekannte Quellen benützen. Robert hat in Venedig durch Selbstmord geendet aus Liebe zur Prinzessin Charlotte Bonaparte.

Der Biographie ist ein Oeuvre-Katalog beigegeben, der leider nicht den Anspruch der Vollständigkeit erhebt, auch fehlen die nötigen Angaben über die Technik (Bleistift, Öl usw.) und das Format.

Die positiven Seiten des Malers Leopold Robert würden durch eine Publikation streng ausgewählter Werke in größerem Format besser zur Geltung kommen.

Peter Meyer.

Wirtschaftliche Probleme

Die schweizerisch-russischen Handelsbeziehungen

„Leider hat die Schweiz seinerzeit alle ihr zu Gebote stehenden glänzenden Chancen zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zu Sowjetrußland mißachtet und es vorgezogen, sich in die splendid isolation zurückzuziehen". Dieser Satz steht in der vorliegenden Schrift des bernischen Rechtsanwaltes Dr. Lifschitz und läßt deutlich erkennen, daß sich der Verfasser nicht mit der Schilderung der künftigen wirtschaftspolitischen Möglichkeiten im Handel mit Rußland begnügt, sondern sein Thema zum Anlaß nimmt, um in äußerst temperamentvoller Weise die bundesrätliche Rußlandpolitik, vor allem in der Aera Motta, einer intensiven Kritik zu unterwerfen. Diese Doppelnatur des Lifschitz'schen Buches, die willkürliche Mischung von wirtschaftlichem Ratschlag und politischer Polemik hat uns — wir gestehen es — etwas enttäuscht [1]).

Die wirtschaftliche Argumentation, mit welcher der Rechtskonsulent der ehemaligen Sowjetgesandtschaft in Bern den Leser umwirbt, ist die selbe, wie sie Lifschitz in dem Referat entwickelte, das er am 15. Januar 1944 bei der Gründung eines schweizerischen Komitees zur Förderung der Handelsbeziehungen zwischen der Schweiz und Rußland hielt. Lifschitz glaubt, daß wir in der Vergangenheit durch unsere bewußte Distanzierung von der russischen Großmacht kostbarste Gelegenheiten verpaßt haben. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit diesen Unterlassungssünden? Schon anläßlich des Referates von Lifschitz in Bern wurde ihm aus Kreisen des Vorortes des schweizerischen Handels- und Industrievereins entgegengehalten, daß die Schweiz zwischen 1933 und dem Ausbruch des deutsch-russischen Krieges einen Warenaustausch mit der Sowjetunion vollzog, der aber sowohl wert- wie mengenmäßig nur wenig befriedigte. Nun behauptet Lifschitz allerdings, daß das schweizerisch-russische Handelsabkommen — das nach einer Äußerung Bundesrat Pilet's auch noch heute rechtskräftig ist — durch die gleichzeitige Aufnahme diplomatischer Beziehungen wesentlich verbessert werden könnte. Der Beweis hiefür wird indessen vom Verfasser nicht geleistet, und es gelingt ihm auch nicht, die Feststellung eines Wirtschaftskenners wie Professor Marbach zu entkräften, welcher den gegenseitigen Ausgleich von Lieferung und Gegenlieferung, das „Tauschprinzip", als das wichtigste Element der russischen Handelspolitik bezeichnete. Auf Grund eingehender Untersuchungen schrieb Marbach ferner, „daß man die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die in einer Neugestaltung des Verhältnisses zu Rußland liegen, in der Öffentlichkeit wahrscheinlich wesentlich überschätzt". Ein Opfer eines derart schrankenlosen Optimismus scheint auch Dr. Lifschitz zu sein.

Und nun die politische Argumentation des Verfassers. Er hält die Nichtanerkennung der Sowjetunion durch die Schweiz für eine „Verletzung der absoluten Neutralität", eine ungleiche Behandlung, die am Tage der Beendigung des

---

[1]) B. Lifschitz: Die schweizerisch-russischen Handelsbeziehungen. Europa-Verlag, Zürich 1944.

gegenwärtigen Weltkrieges auf jeden Fall ein Ende nehmen müsse. Dem ist zu erwidern, daß auch der Bundesrat sich nie einer späteren Normalisierung der schweizerisch-russischen Beziehungen aus neutralitätspolitischen Gründen widersetzt hat. In seiner Beantwortung der Motion Reinhard im Nationalrat vom 29. März 1944 hat Bundesrat Pilet den Nachweis geleistet, daß der Konflikt der beiden Staaten im Jahre 1918 nicht etwa auf ideologische Gründe zurückging, sondern einzig auf das völkerrechtswidrige Verhalten der Sowjets gegenüber den Interessen der Schweiz und der Rußlandschweizer, ganz abgesehen von der Einmischung der sowjetrussischen Mission Berzine in Bern in Angelegenheiten der schweizerischen Innenpolitik anläßlich des Generalstreikes von 1918. In der erwähnten Rede hat Pilet betont, daß der Bundesrat bereit sei, die Beziehungen mit Rußland wieder anzuknüpfen, „sobald es die Umstände erlauben werden". Auch ein diplomatisch ungeschultes Auge sollte erkennen können, daß dieser Zeitpunkt erst nach Beendigung des gegenwärtigen Weltkrieges heranreifen wird.

Die hier vorgebrachte Kritik an den Gedankengängen von Lifschitz soll keineswegs eine spätere schweizerisch-russische Verständigung erschweren. Es ist selbstverständlich, daß die Schweiz auch mit der Großmacht Rußland geordnete und fruchtbare Beziehungen wünscht. Je mehr wir uns dabei aber von rein schweizerischen Gesichtspunkten leiten lassen, desto aussichtsreicher wird die Verhandlungsposition der schweizerischen Diplomatie zu Ende des Krieges sein.

Paul Weber.

Mélanges d'études économiques et sociales

ist der Titel der im Verlag Georg, Genf 1944, erschienenen Festschrift für Prof. William Rappard, die ihm von seinen Kollegen der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Genf anläßlich seines dreißigjährigen Jubiläums der Ernennung zum Ordinarius gewidmet wurde. Als Einleitung ist die Rektoratsrede Rappards vom Jahre 1936 wiedergegeben, in der mit leidenschaftlicher Hingabe die geistigen Werte und die Lehrfreiheit der Hochschulen verteidigt werden. Die einzelnen Beiträge der Festschrift sind Abhandlungen der verschiedensten Art. Jean Piaget untersucht die „Beziehungen zwischen Moral und Recht", wobei er das Charakteristische der Moral darin erblickt, daß sie die persönlichen Beziehungen zwischen unter sich nicht vertretbaren Menschen zum Gegenstand hat, während beim Recht die Individuen hinsichtlich ihrer Funktionen und Dienste unter sich beliebig vertauscht werden können. Liebmann Hersch empfiehlt eine Neuorientierung der Bevölkerungswissenschaft auf der Grundlage des Begriffs „Lebensjahr (année-vie)". Er vertritt die Auffassung, daß Anhaltspunkte über die voraussichtliche Lebensdauer jedes einzelnen und die Summe der Lebensjahre einer bestimmten Bevölkerung wichtiger sind als die Kenntnis der Größe und der Bewegung der Bevölkerung. Edgard Milhaud bekennt sich in seinem Aufsatz „Von der Weltwirtschaftskrisis zur Politik der Hebung des Lebensstandards" zur Ansicht, daß die Furcht vor einer Verbesserung der Kaufkraft im Ausland deshalb nicht begründet sei, weil dadurch ganz allgemein bessere Voraussetzungen für die wirtschaftliche Entwicklung geschaffen werden. Eine umfangreiche geschichtliche Abhandlung über „Die erste Internationale, ihr Anfang und ihre Tätigkeit in Genf" hat Antony Babel verfaßt. Charles Burky befaßt sich in seinem Beitrag „U. d. S. S. R. und Europa" mit den Plänen für die Neuorganisation Europas nach dem Krieg.

Es folgen noch einige Beiträge über schweizerische Fragen. Edouard Folliet behandelt das Problem „Die alten Genußaktien und das neue Obligationenrecht", Claudius Terrier „Die Genfer Konzessionen der Rhone-Kraftwerke". Fernand Reyrenn stellt an Hand der Erfahrungen des Kantons Genf aus den Jahren 1920—1932 Betrachtungen an über „Die Besteuerung des Boden-Mehrwertes". In der Abhandlung von Robert Jouvet über „Die Revision der Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung" kommt die Forderung zum Ausdruck, die schweizerische Wirtschaft müsse soweit irgendwie möglich als freie Wirtschaft bestehen bleiben.

Das umfangreiche Sammelwerk enthält Darlegungen, die zum Teil von stark verschiedenen Grundauffassungen ausgehen und keineswegs zu einem Ganzen abgerundet sind. In Fachkreisen wird diese Festschrift aber schon deshalb große Beach-

tung finden, weil darin aktuelle Probleme tief schürfend behandelt werden. Soweit Ansichten vertreten werden, über die in guten Treuen gestritten werden kann, bilden die Abhandlungen wertvolle Beiträge zur öffentlichen Diskussion.

Sam Streiff.

Bericht der Aarg. Handelskammer pro 1943

In einem Band von über 200 Seiten legt der Vorsteher des Sekretariats der aargauischen Handelskammer, Dr. Lauchenauer, Rechenschaft ab über die Tätigkeit im vergangenen Jahre[1]). Der Bericht bietet in seiner Vielfaltigkeit nicht nur einen erschöpfenden Überblick über den Konjunkturverlauf im industriereichen Kanton Aargau, sondern behandelt auch Fragen der allgemeinen Landespolitik, vor allem solche sozialer und wirtschaftlicher Natur. Wer sich über die Lage der einzelnen Industrien des Kantons Aargau Rechenschaft geben will, nimmt mit Vorteil diesen Bericht zur Hand, der auch mit einem eindrücklichen Zahlenmaterial aufwartet. Dem Bericht ist ein wohldokumentiertes Kapitel über die Kriegswirtschaft im Jahre 1943 vorangestellt, in welchem alle wesentlichen Ereignisse und Veränderungen auf kriegswirtschaftlichem Gebiete dargestellt und gewürdigt werden. Im Einführungswort wird mit Recht festgestellt, daß die wirtschaftliche Entwicklung weittragende Fragen der Wirtschaftsgestaltung aufwirft. Der vorliegende Bericht ist ein Beweis für das Bemühen der aargauischen Handelskammer um eine grundsätzliche Abklärung dieser Fragen.

Caspar Weber.

Bücher-Eingänge

Advéenko, A.: J'aime. Roman. Editions des trois collines, Genf 1944. 297 S.
Aldridge, James: Der Seeadler. Roman. Steinberg-Verlag, Zürich 1945. 302 S.
Alville: Récits et dessins d'un gentilhomme suisse, Rodolphe de Luternau. Payot, Lausanne 1944. 242 Seiten.
Blaß, Curt: Innere Melodie. Schultheß, Zürich 1944. 79 Seiten, Fr. 4.—.
Brunner, Emil: Unser Glaube. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 160 Seiten, Fr. 3.—.
Canevascini, Guglielmo: Ein Dorf erwacht. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 332 Seiten.
Dejung, E.: Pestalozzi im Lichte zweier Zeitgenossen: Henning und Niederer. Rascher, Zürich 1944. 128 Seiten, Fr. 3.80.
Forster, Leonhard Wilson: Georg Rudolf Weckherlin. Schwabe, Basel 1944. 168 Seiten, Fr. 9.50.
Eymann, F.: Die Rechtfertigung des Guten. Troxler-Verlag, Bern 1944. 107 S.
Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 327 Seiten mit 54 Tafeln, Fr. 12.—.
Guggenheim, Paul: L'organisation de la société internationale. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1944. 173 Seiten.
Guns, Walter: Die silbergrauen Masken. Das Abenteuer einer großen Zeit. Speer-Verlag, Zürich 1944. 327 Seiten, Fr. 5.60.
Hättenschwiller, Alphons: Grundfragen der Mittelstandspolitik. Rex-Verlag, Luzern 1944. 32 Seiten, Fr. 1.25.
Hofmann, E.: Das Völkerrecht. Gropengießer, Zürich 1943. 46 Seiten, Fr. 2.50.
Kindt-Kiefer, J. J.: Europas Wiedergeburt durch genossenschaftlichen Aufbau. Haupt, Bern 1944. 171 Seiten, Fr. 6.80.
Lachenal, François: Le parti politique. Sa fonction de droit public. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 292 Seiten, Fr. 5.—.
Lang, Hans: Politische Geschichtsbilder zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Sauerländer, Aarau 1944. 143 Seiten, Fr. 5.50.

---

[1]) Bericht der aarg. Handelskammer pro 1943. Sauerländer, Aarau.

Lavater, Johann Caspar: Vermischte Lehren an seine Tochter Anna Luisa. Gropengießer, Zürich 1944. 84 Seiten, Fr. 3.20.

von Moos, Herbert: Das große Weltgeschehen. Band V, Lieferung 3. Hallwag, Bern 1944. 32 Seiten.

Müller-Einigen, Hans: Schnupf. Geschichte einer Freundschaft. Francke, Bern 1944. 419 Seiten, Fr. 9.60.

Pestalozzi, Heinrich: Christoph und Else. Mein zweites Volksbuch. Rascher, Zürich 1944. 390 Seiten, Fr. 7.80.

Radulescu-Motru: Zeit und Schicksal. Gronau, Jena 1943. X, 190 Seiten, RM. 3.—.

Ranke, Friedrich: Das Osterspiel von Muri. Sauerländer, Aarau 1944. 72 Seiten.

Richli, Anna: Das unbeschriebene Gesicht. Erzählung aus der Zeit der Wiedertäufer. Reinhardt, Basel 1944. 111 Seiten.

Schlatter, Dora H.: Barmherzige Kirche. Geschichte der Diakonissenhäuser in der Schweiz. BEG-Verlag, Bern 1944. 128 Seiten.

Schmid, K. G.: Das Lebensrecht des Kleinstaates. Haupt, Bern 1944. 26 Seiten, Fr. 1.50.

Sutermeister, Hans M.: Von Tanz, Musik und andern schönen Dingen. Huber, Bern 1944. 140 Seiten.

Bei Abschluß dieses Heftes erreicht uns die schmerzliche Nachricht des Hinschiedes von

Herrn Dr. Theodor Bertheau

alt Oberrichter.

Der Verstorbene gehörte zu den Gründern der „Schweizer Monatshefte" und war während vieler Jahre ihr verdientes Vorstandsmitglied.

Der Vorstand der „Schweizer Monatshefte".

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.